

Zwei Helbengebichte sind uns aus der deutschen Volkspoesie des Mittelalters aufbewahrt worden: Der Nibelungen Not und Gudrun, auf die man nach ihrem Gesamtcharakter wol das Wort des Dichters anwenden könnte:

Das Eine — fürchtbar prächtig wie blutiger Norblichtschein,
Das Andre — süß und milde, als blickte Vollmond drein!

Durch das erstere geht als Grundgedanke mahnend hindurch: nach Freude Leid; das andere dagegen lehrt tröstend: nach Leid Freude. Beide, mit ihren ältesten Bestandtheilen in der heidnischen Zeit unseres Volkes und in seiner Göttersage wurzelnd, gehören in ihrer jetzigen Gestalt dem zwölften Jahrhundert an, und zwar das Nibelungenlied etwa der Mitte, Gudrun dem Ende desselben. Wir wissen nicht mehr, wer sie verfaßt oder wer sie gesammelt hat, aber beide preisen die schönsten Tugenden der germanischen Natur: die unerschütterliche Treue gegen den König und gegen den Gatten, die furchtlose Tapferkeit bis zur Hingabe des eigenen Lebens, das unbeugsame Rechtsgefühl mit Hintansetzung alles persönlichen Vortheils. Aber während uns das Nibelungenlied vorzugsweise die furchtbare Rache des schwergekränkten, um den Besitz ihres höchsten Gutes gebrachten Weibes schildert, weiß uns Gudrun mehr von der noch auf die Zukunft hoffenden, zarteren Liebe der Jungfrau zu melden; während uns Hagens Treue bei all ihrer Tiefe doch mit einem Gefühle des Schreckens durchbebt, mildert Wates, der greise Rade, auch sein blutigstes Auftreten durch einen Zug leisen Humors; während endlich in den Nibelungen das starre, am Schluß geradezu abstoßende Vergeltungsrecht herrscht, kennt Gudrun die Süßigkeit des Verzeihens und die Wohlthat der Gnade. Aber deshalb ist die Heldin unseres Gedichtes doch kein weichherziges, duldenbes Mädchen; mit edelem Troze wahrt sie Stellung und Person, wo ihr Gewalt und Rohheit gegenüber treten. Die Jahre des Leidens stumpfen ihren Geist nicht ab; denn als der Augenblick der Rettung gekommen, da benützt sie ihn mit weiblicher Klugheit und List. Die erlittene Schmach und Beschimpfung lehren ihr weibliches Wesen nicht in ein dämonisch verfeinertes und lauernes um, denn bei aller Selbstbeherrschung ist sie unvorsichtig genug, ihren innern Jubel durch ein unzeitiges Lachen zu verrathen. Sie ist das Vorbild einer edeln weiblichen Seele, die, während sie durch ein kleines Zugeständniß sich Glanz und Pracht erkaufen könnte, lieber in Niedrigkeit, aber auch in reiner Liebe und Treue verharret.

Ansprechend und treffend wie die Charakterschilderung der Personen:

der liebenden Gubrun, des treuen Wate, des ritterlichen Hartmut, des süß singenden Horand, der bösen und als Mutter doch so fürsorglichen Gerlind, sind auch die in dem Gedichte vorkommenden Schilderungen der belebten und der unbelebten Natur. Das Rauschen des Meeres wie das Brausen des Windes und das Singen der Vögel sind der Natur abgelauscht; anmutige, wenn auch kurze Schilderungen, treffende Aussprüche der Volksweisheit ziehen sich durch die Entwicklung des Stoffes hindurch. Freilich ist diese für unser Gefühl hier und da etwas zu breit; der Dichter, an der Grenze des Zeitalters der höfischen und der Volks-Poesie stehend, sucht mit fremden Thaten die Würze des Stoffes zu erhöhen. Prächtige Hoffeste, fabelhafte Thiere, fromme Kreuzfahrer müssen ihm als solche dienen. Da, man könnte vielleicht die beiden einleitenden Abschnitte des Gedichtes, Hagen und Hilbe, unnöthig, manche Ausmalung innerhalb des eigentlichen Stoffes überflüssig finden, — aber selbst mit solchen Mängeln müssen wir dem, welcher uns das Ganze erhalten hat, doch dankbar sein.

Der Erhalter aber ist kein Geringerer als Maximilian der Erste, der letzte Ritter, welcher nach 1500, selbst an der Grenzscheide zweier Zeitalter stehend, in seiner Freude an den Dichtungen des deutschen Mittelalters eine Sammlung derselben veranstalten und auf seinem Schlosse Umbras in Tirol aufbewahren ließ. Aus dieser Sammlung ist unser Gedicht erst 1825 wieder bekannt geworden, also bedeutend später als das Nibelungenlied, woher auch seine verhältnißmäßig geringere Bekanntheit rühren mag.

In der folgenden Uebertragung nun, welcher der von R. Bartsch herausgegebene Text zu Grunde liegt, ist der Strophenbau des Originals in der Weise beibehalten worden, daß zwischen die Hebungen, deren in den dreiersten Zeilen jeder Strophe je sechs, durch einen Einschnitt in der Mitte getrennte, in der vierten Zeile aber acht, nach der dritten Hebung eingeschnittene, vorhanden sind, eine gleichmäßige Anzahl von Senkungen eingeschoben ist, da unser rhythmisches Gefühl seit Opitz zu sehr an solche regelmäßige Abwechselung der Hebungen und Senkungen gewöhnt ist, um nicht das Fehlen derselben als einen Mangel zu empfinden. Das Reimschema, nämlich im Allgemeinen für die beiden ersten Zeilen jeder Strophe ein stumpfer, für die beiden letzten ein klingender Reim, ebenso der öfter vorkommende Binnenreim ist beibehalten worden, und haben einzelne um der Färbung des Ganzen willen erhaltene, alterthümliche Ausdrücke unter dem Texte ihre Erklärung gefunden.